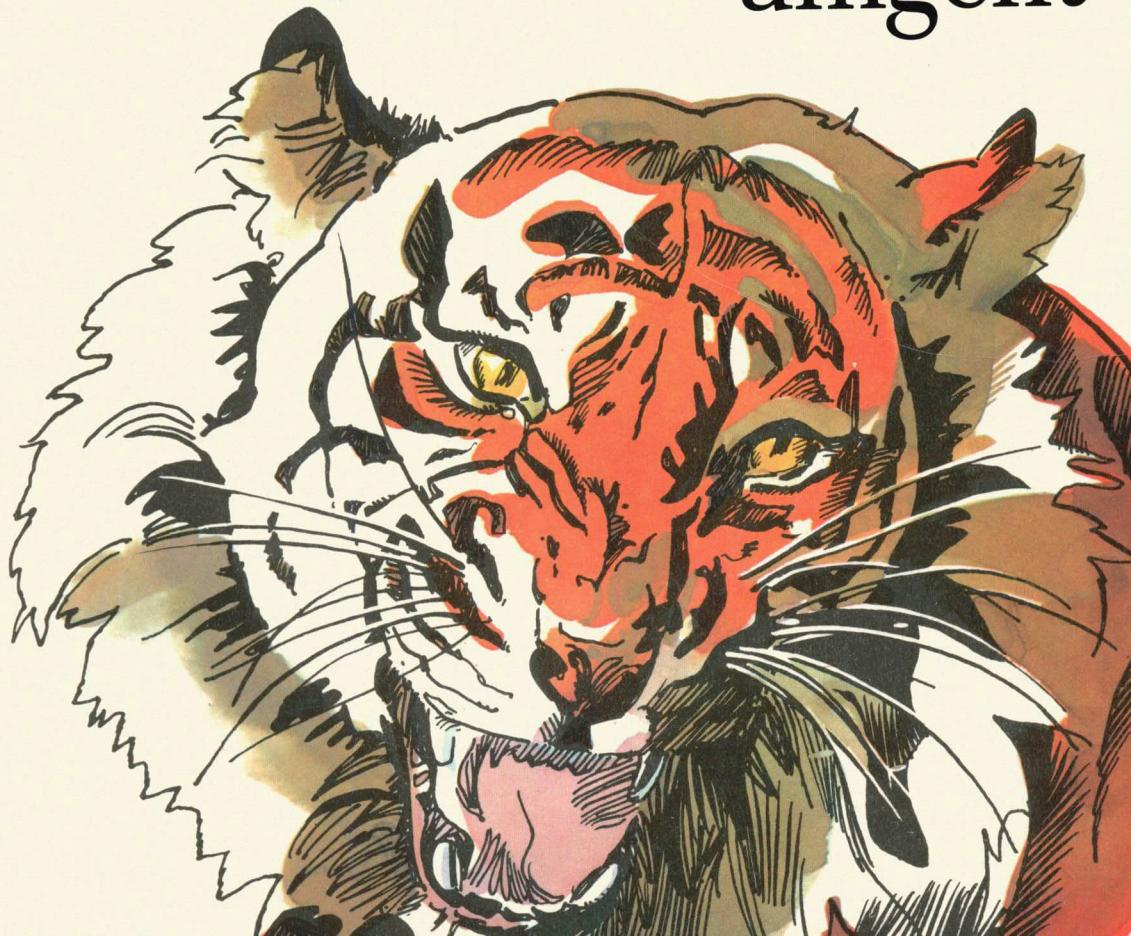




Margitta und Arthur Windelband

Wie man mit Tieren umgeht



- a** Krähe
 - b** Feldhase, flüchtend
 - c** Hauskatze, schleichend
 - d** Rothirsch, flüchtig
 - e** Rothirsch, vertraut ziehend
 - f** Wildschwein







Wie man mit Tieren umgeht

*Margitta und
Arthur Windelband*

Der Kinderbuchverlag Berlin

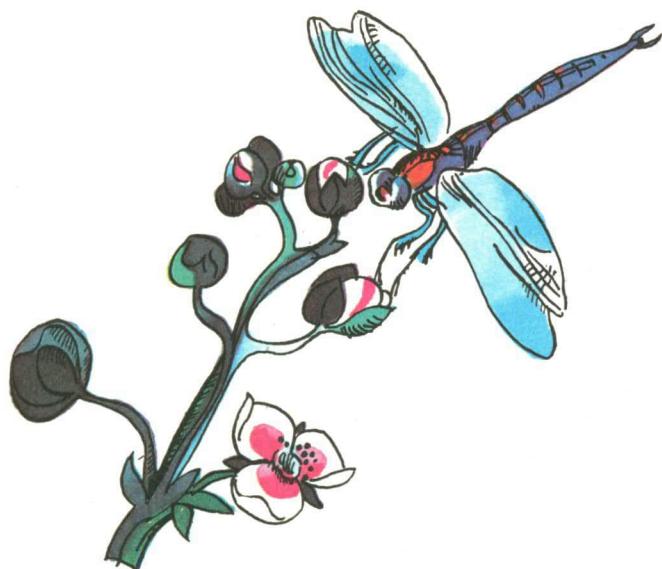
2. Auflage 1978
© DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN – DDR 1975
Illustrationen von Rudolf Grapentin
Lizenz-Nr. 304-270/370/78-(50)
Lichtsatz und Repro: INTERDRUCK
Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97
Druck und buchbinderische Verarbeitung:
Grafischer Großbetrieb Sachsendruck Plauen
LSV 7851
Bestell-Nr. 629 564 1
DDR 7,50 M

Wo die Tiere leben

Reich an Tieren ist unsere Erde. Überall in den Wäldern und auf den Wiesen, in Flüssen und Seen, hoch oben in den Lüften und versteckt im Boden leben sie. In den kleinsten Tümpeln und in den großen Weltmeeren, in trockenen Steppen, feuchten Urwäldern und auf den Eisflächen hoher Gebirge sind sie zu Hause. Es gibt sogar Tiere, die auf oder in anderen Tieren und auf deren Kosten leben.

Viele Tiere bewohnen eng abgegrenzte Gebiete, andere kann man in allen Erdteilen antreffen. Einige halten sich gern in der Nähe von Dörfern und selbst in Großstädten auf, andere nur fern von menschlichen Siedlungen.

Die Wildtiere kommen überall in der freien Natur vor, wo sie geeignete Nahrung und genügend Schutz vor Feinden und vor ungünstigem Wetter finden. Die Haustiere dagegen leben dort, wohin der Mensch sie bringt: in Ställen, Verschlägen, auf Wiesen und Weiden. Es gibt auch „wilde“ Tiere in Gefangen-





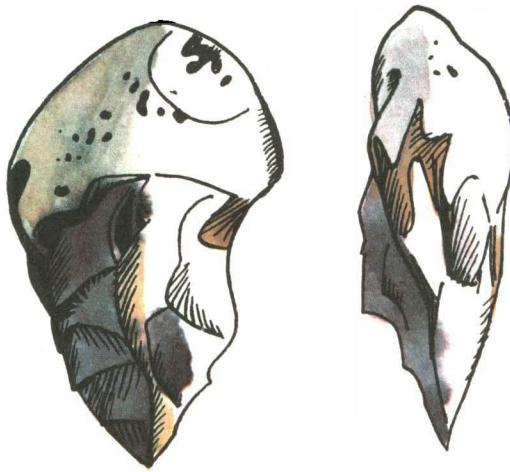
schaft. Zu ihnen zählen die vielen Bewohner der zoologischen Gärten.

Einige Tiere leben in unseren Wohnungen. Katze und Hund, Meerschweinchen und Goldhamster, Wellensittich und viele Zierfische sind uns lieb gewordene Freunde. Auch im abgestandenen Wasser der Blumenvase, zwischen den Büchern, unter dem Teppich und mitunter in den Kleiderschränken gibt es Tiere. Einige können wir nur mit einer Lupe oder unter einem Mikroskop erkennen.

Im Sommer vergeht kaum ein Tag, an dem wir keine Tiere sehen. Im Herbst verlassen uns viele Vögel und ziehen in wärmere Länder. Andere Tiere suchen in Verstecken Schutz vor der Kälte. Wenn der Boden unter einer dicken Schneedecke liegt und das Eis Seen und Teiche bedeckt, dann freuen wir uns über die Vögel am Futterhäuschen, die Samen und Körner aufpicken.

Wie die Menschen früher mit Tieren umgingen

Vor einigen Millionen Jahren gab es nur wenige Menschen auf der Erde. Sie lebten in Horden weit verstreut, die einander kaum einmal begegneten. Damals zogen große Herden von Wisenten und Auerböcken, Wildschafen und Wildpferden, Nashörnern und Elefanten über Heiden und Steppen, durch Wälder und Auen. Sie verringerten sich kaum, wenn die Menschen einige dieser großen Tiere erlegten. Häufiger trafen Pfeile oder Schleudersteine der Jäger Vögel und kleine Säugetiere, hingen Fische an ihren Angeln oder steckten an ihren Speeren.



Vor großen Raubtieren mußten sich die Menschen verbergen oder sich gegen sie verteidigen. Sonst wären sie selbst eine Beute der Stärkeren geworden.

Ständig wuchs die Zahl der Menschen. Immer mehr Nahrung brauchten sie, und infolge des starken Bejagens schmolzen die großen Tierherden zusammen. Immer schwieriger wurde es, die scheuen Tiere zu erlegen.

Später lernten die Menschen, Tiere lebend zu fangen und zu halten. Sie ließen das Kalb oder das Lamm am Leben, wenn sie ein säugendes Muttertier erbeutet hatten. Für die Jungtiere bauten sie ein Gehege aus Holzstangen, die sie mit Weidenruten verbanden. Nun besaßen sie auch Nahrung für Notzeiten.

So entwickelten sich vor ungefähr zehntausend Jahren neue und engere Beziehungen des Menschen zu den Tieren. Sie nur zu fangen und einzusperren, genügte ja nicht. Die gefangenen Tiere mußten vor Raubtieren geschützt werden, sie brauchten täglich frisches Futter und Wasser. Diese Tiere aber verloren



durch das Zusammensein mit Menschen ihre Scheu.

Bald lernten die Menschen, die gefangenen Tiere nicht nur zu zähmen und großzuziehen, sondern auch sie zu vermehren und zu züchten. Sie entdeckten bei einigen Arten Eigenschaften und Fähigkeiten, die zwar für die menschliche Ernährung nicht wesentlich, aber in anderer Hinsicht nützlich waren. Den Wolf zähmten sie, damit er ihre Hütten bewachte und sich nähernde Feinde rechtzeitig meldete und eine Wildherde oder ein vom Pfeil getroffenes Tier im Dickicht aufspürte. Die Katze hielten sie, weil sie Mäuse und Ratten von ihren Wohnstätten und ihren Vorräten verjagte.

Heute halten wir Hunderte von Tierarten. Viele davon brauchen wir für unsere Ernährung. Sie erbringen Leistungen für uns, ohne die unser Leben nicht denkbar wäre. Wir trinken Milch, essen Butter, Käse, Eier, Fleisch und Wurst, tragen Schuhe aus Leder und Pullover aus Wolle. Einige Tierarten nutzen wir für wissenschaftliche Forschungen. Mit anderen leben wir zusammen, weil sie uns Freude bereiten.

Schließlich hält der Mensch Tiere, um sie vor dem Aussterben zu bewahren, denn er trägt eine große Verantwortung für die gesamte Tierwelt. Auch unsere Enkel und Urenkel sollen sich später einmal an ihr erfreuen, sollen Umgang mit Tieren haben können.

Nicht alle Tiere bereiten uns Freude. Einige machen uns sogar großen Kummer. Wir müssen sie bekämpfen und vernichten. Das gilt für solche, die gefährliche Krankheiten übertragen, uns mit ihren Stichen

quälen, die tonnenweise unser Brotgetreide auffressen oder gar riesige Wälder und ganze Ernten vernichten.

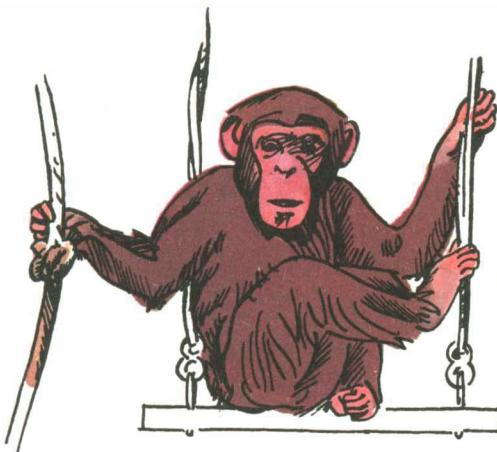
Tierhaltung im Zoo

Viele Kinder möchten Löwen und Tiger, Schimpansen und Rhesusaffen oder Krokodile, Giftschlangen und Riesenschildkröten in zoologischen Gärten betreuen.

Diese interessante Arbeit verlangt große Kenntnisse und Verantwortungsbewußtsein: viele Zootiere sind selten und teuer.

Was es für einen Tierpfleger bedeutet, wenn ein wertvolles Tier unter seiner Obhut erkrankt, kann man sich leicht denken. Jeder Tierpfleger setzt deshalb seine ganze Kraft ein, um seine Schützlinge möglichst gesund und lange am Leben zu erhalten.

Ein Pfleger kann immer nur eine kleine Gruppe von Tieren betreuen. Jede Tierart braucht zum Beispiel anderes Futter, hat andere Gewohnheiten, die man kennen muß. Er kann zwar wissen, was die verschiedenen Tiere eines großen Tierparks fressen,



aber manches Tier wünscht eine individuelle Futterzusammenstellung. Da sind Elefanten und Giraffen, Nashörner und Eisbären, Wölfe und Stachelschweine, Pinguine, Kamele und Känguruhs. Einige fressen Bananen, andere Heu und Haser,

Übersicht über einige bekannte Zootiere

Tierart	Futter	Lebenserwartung
Bambusbär	Haferflocken, Äpfel, Möhren, Milch, rohe Eier, Bambuszweige	20 Jahre
Braunbär	gekochtes und wenig rohes Fleisch, Brot, Obst, Möhren, Milch	30 Jahre
Eisbär	minderwertiges gekochtes Fleisch, Fische, Innereien, kleinere ganze Tiere	30 Jahre
Elefant	Heu, Hafer, Stroh, Brot, Maiskolben, Kohlköpfe, Futterrüben, Obst und Gemüse, Zweige von Bäumen	70 Jahre
Flußpferd	Gras, Rüben, Gemüse, Getreideschrot, Brot	30 Jahre
Giraffe	Heu, Maisschrot oder Gerstenschrot, Möhren, Rüben, Bananen, Gemüse, Zweige mit Blättern, im Winter eingefrorenes Laub	15 Jahre
Gorilla	Obst und Südfrüchte, Kartoffeln, gekochten Reis, Eier, Schabefleisch	15 Jahre
Löwe	Pferdefleisch mit Knochen, auch innere Organe von Schlachttieren	20 Jahre
Nashorn	Gras, Heu, Kohl, Getreideschrot, Zweige von Laubbäumen	30 Jahre
Tiger	Pferde- und Rindfleisch mit Knochen, innere Organe von Schlachttieren	20 Jahre

wieder andere Gemüse oder Fleisch. Sie brauchen zum Teil lebende oder tote Tiere als Nahrung, wollen das Futter roh oder gekocht erhalten.

Viele Besucher möchten den Tieren eine Freude bereiten. Sie nehmen Brot, Zwieback, Bonbons, Schokolade oder Würfelzucker mit in den Zoo, obwohl das Füttern der Tiere verboten ist. Eine einfache Rechenaufgabe beweist, wie gefährlich es ist, wenn sie die Tiere trotzdem füttern.

Ein Stück Würfelzucker wiegt rund 5 Gramm, verfüttert von 100 Besuchern jeder 10 Stück, so ergibt das 1000 Stück, etwa 5 Kilogramm. Einige Tage lang diese Menge verspeist, bedeutet den sicheren Tod für einen Affen. Ein Elefant stirbt vielleicht erst von 10 oder mehr Kilogramm Zucker pro Tag nach längerer Zeit. 100 kg Würfelzucker kosten 170 Mark, ein eingewohnter und dressierter Elefant aber hat einen Wert von 80 000 Mark.

Kein Tierpfleger lässt seine Tiere hungrig. Deshalb brauchen sie von den Besuchern keine zusätzliche Nahrung. Gewiß ist die Beschaffung des richtigen Futters nicht immer leicht. Jeder Zoo hält auch deshalb nur so viele Tiere, wie er bequem unterbringen und ernähren kann.

Warum gibt es in kleinen zoologischen Gärten keine Löwen? Besonders teuer sind sie nicht. Wissen wir jedoch, was sie fressen? Fleisch! Jeder Löwe am Tag 5 bis 8 kg. Früher kaufte der Zoo alte Pferde ein, denn blutfrisches Pferdefleisch mit Knochen ist ein gutes Löwenfutter. Doch seit einigen Jahrzehnten ersetzen unsere Genossenschaftsbauern die Pferde durch Traktoren. Ihre einfache Rechnung überzeugt uns: Ein Pferd muß täglich fressen, ob es arbeitet oder

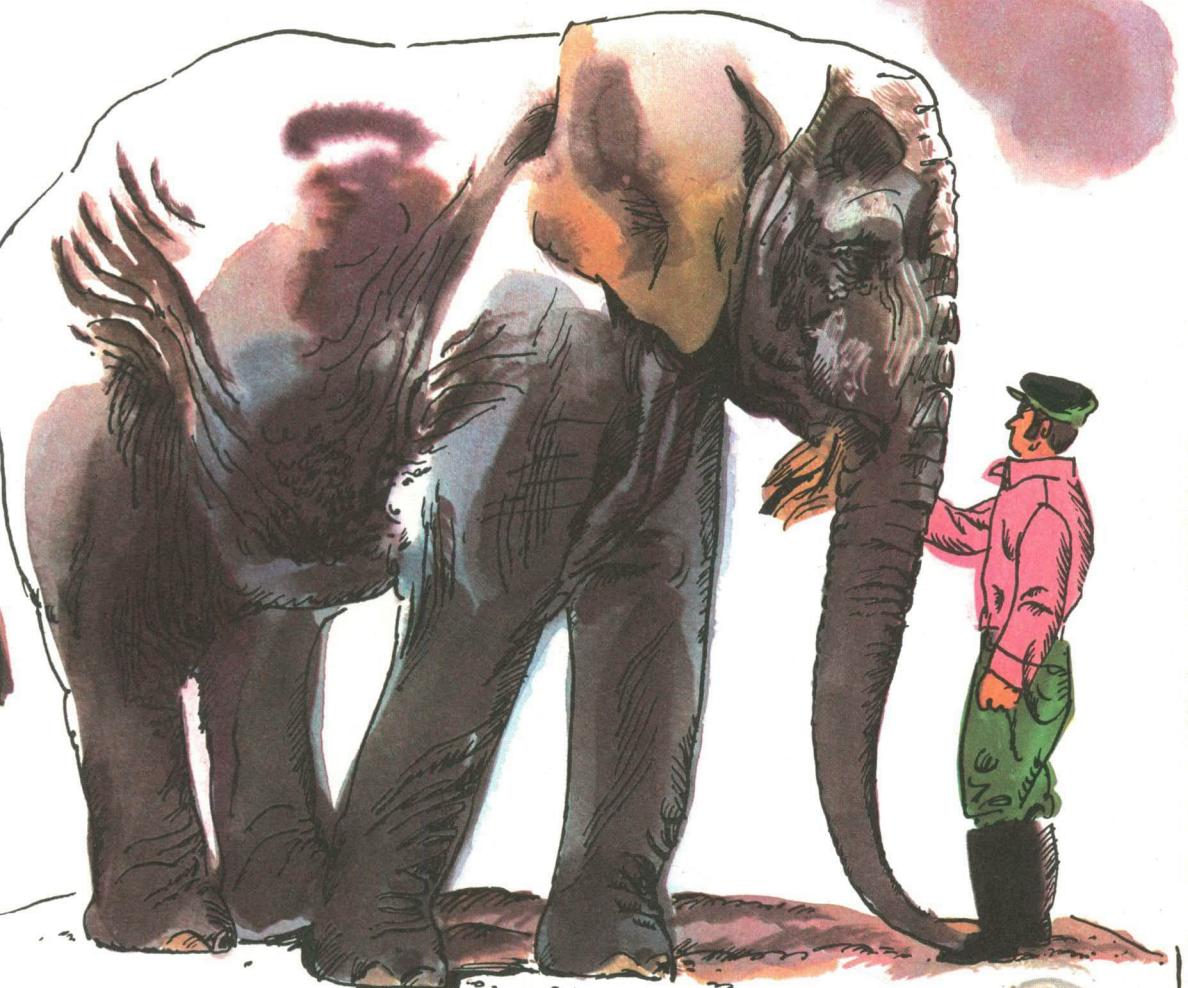
nicht. Ein Traktor braucht nur Kraftstoff, wenn er sich im Einsatz befindet. Die Futterbeschaffung für die Löwen wird also immer schwieriger und teurer.

Nun besteht die Arbeit des Tierpflegers im Zoo nicht allein darin, Tiere zu füttern und die Käfige zu säubern. Schimpansen zum Beispiel wollen auch spielen. Je älter und gewandter, je kräftiger die jungen Schimpansen werden, desto mehr Kraft muß der Pfleger für seine Tiere aufbringen. Nicht selten passiert es, daß die Affen ihn unsanft zu Boden werfen, an den Haaren ziehen, ihn schlagen oder beißen.

Schimpansenbabys, die von Menschenhand aufgezogen werden, brauchen ebensoviel Pflege wie ein kleines Menschenkind. Man muß sie trockenlegen, waschen, spazierenfahren und ihnen Milchbrei einföhren.

Regelmäßig kontrolliert der Pfleger die Gewichtszunahme der Tierkinder. Nehmen sie nicht genügend zu, reicht vielleicht die Milch der Muttertiere nicht aus. Dann muß eine Spezialnahrung gemischt und zusätzlich gefüttert werden. Große Aufregung herrscht, wenn ein Muttertier stirbt oder wenn es seine Jungen nicht säugt, denn die Aufzucht durch die Mutter ist auch bei Schimpansenbabys, selbst bei liebevollster Pflege durch den Menschen, kaum zu ersetzen. Man zieht die kleinen Waisen mit der Milchflasche auf oder wählt ein anderes Tier aus, das Ammendienste leistet.

Noch viele weitere Arbeiten sind notwendig. Pferde muß der Pfleger striegeln, Elefanten die Haut bürsten, Rindern, Ziegen und Schafen die zu lang gewachsenen Hufe beschneiden. Er muß Schädlinge und Ungeziefer vernichten.



Rinder — unsere wichtigsten Haustiere

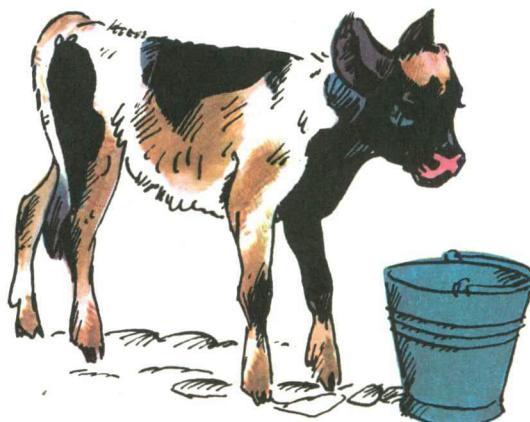
Nahezu in allen bewohnten Gebieten der Erde lebt der Mensch in Gemeinschaft mit Haustieren. Die Zahl der Menschen wächst von Jahr zu Jahr. In gleichem Maße muß auch die Zahl der Tiere steigen, von denen sie sich ernähren.

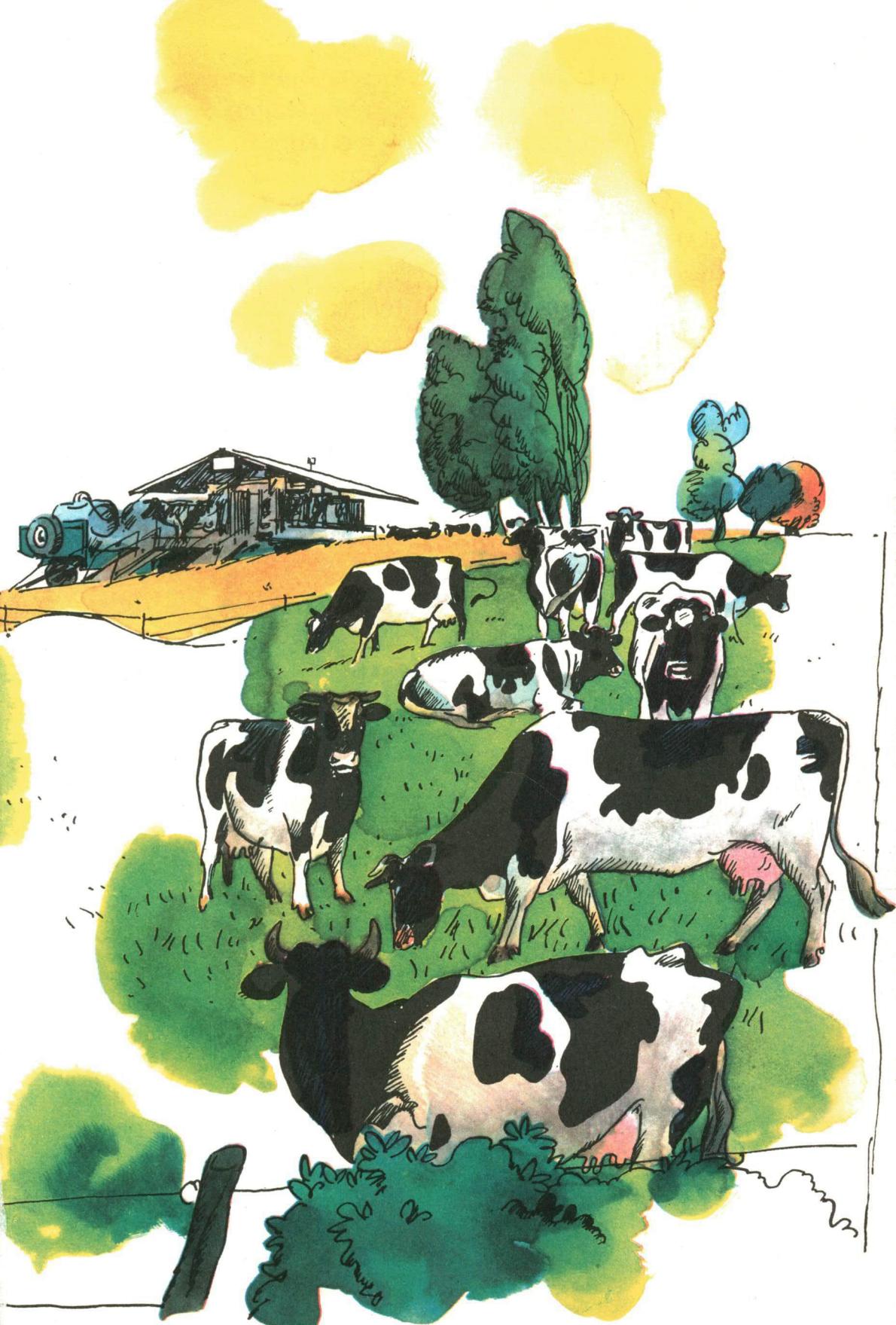
Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die ungefähre Zahl und die Bedeutung der wichtigsten Haustiere auf der Erde.

Tierart	Anzahl	Bedeutung
Rind	1000 Millionen	Milch, Fleisch, Leder
Hausschwein	500 Millionen	Fleisch, Fett, Leder
Schaf	400 Millionen	Wolle, Fleisch, Milch
Pferd u. Esel	100 Millionen	Zug-, Reit- und Lasttier, Fleisch
Haushuhn	2000 Millionen	Eier, Federn, Fleisch

Um die vielen Haustiere zu versorgen, sie zu füttern, zu säubern, zu vermehren und zu schlachten, müssen Millionen Menschen arbeiten.

Frühmorgens beginnt die Tierzuchtbrigade einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft mit





ihrer Arbeit. Männer in rotweiß gestreiften Blusen oder Frauen in weißen Kitteln tragen Melkgeräte herbei. Sie säubern und massieren die Euter der Kühne und setzen die Melkbecher an die Zitzen. In den rhythmischen Arbeitstakten der Melkmaschine läuft die Milch durch gläserne Rohrleitungen in das Milchhaus, wo die Milch aller Kühne gesammelt wird.

Bis vor wenigen Jahrzehnten wurde jede Kuh noch mit der Hand gemolken. Heute schaffen mit Hilfe der Melkmaschinen weniger Arbeitskräfte die gleiche Arbeit in kürzerer Zeit.

Kaum sind die letzten Milchpumpen von den Eutern abgenommen, beginnt das Säubern der Ställe. Ungeduldig warten die Kühne auf Futter oder auf den Austrieb zur Weidekoppel. In den Sommermonaten bleiben die Tiere meist Tag und Nacht auf der Koppel. Ein fahrbarer Melkstand wird dort für das Melken benutzt.

Die Weidefläche begrenzt ein unter elektrischer Spannung stehender Draht. Die Rinder lernen schnell, daß sie ihm nicht zu nahe kommen dürfen. Eine Kuh gibt nur dann Milch, wenn sie ein Kalb zur Welt gebracht hat. Man hat Kühne gezüchtet, die viel mehr Milch geben, als das Kalb verbraucht.

Die Tierzüchter müssen also die Tiere nicht nur melken, säubern, füttern, sondern auch dafür sorgen, daß sie sich vermehren. Wenn die Zeit des Kalbens heranrückt, helfen sie, damit das junge Kälbchen wohlbehalten das Licht der Welt erblickt.

Wie bei uns Menschen die Finger- und Zehennägel, so wachsen bei den Rindern ständig die Klauen. Sie nutzen sich nicht von selbst ab, wenn die Rinder im Stall gehalten werden oder nur auf dem weichen

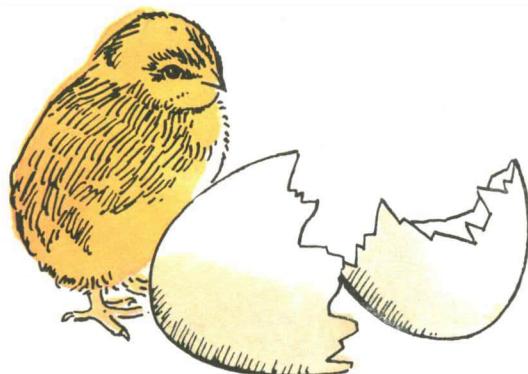
Wiesenboden laufen. Deshalb gehört auch die Klauenpflege zur Arbeit der Rinderzüchter. Sie müssen die Klauen regelmäßig beschneiden und säubern.

Hühnerzucht gestern und heute

Wie man Hühner hält, wissen die meisten von uns. Früh am Morgen läßt man sie aus ihrem Stall, gibt ihnen Körner sowie frisches Wasser. Am Abend sammelt man die Eier ein und verschließt den Stall. Doch auf einer großen Geflügelfarm, die viele Menschen mit Eiern zu versorgen hat, gibt es ganz andere Arbeiten.

Die Geflügelzüchter müssen dafür sorgen, daß genügend junge Hennen nachwachsen, denn die alten legen wenig Eier. Früher wartete der Bauer, bis eine Henne brüten wollte, und legte ihr dann 12 bis 15 Eier unter. In den großen Farmen brauchen die Mitglieder der Geflügelzuchbrigade nicht mehr zu warten, bis eine Henne brutwillig ist.

In einem geheizten Raum stehen mehrere große





Brutschränke. Für die erforderliche Lufttemperatur von 38 Grad Celsius sorgen eine elektrische Heizung und ein Regler. Ein Wasserbehälter und ein Ventilator gehören ebenfalls zur Ausstattung.

Bis zu 3000 Eier legen die Geflügelzüchter in jeden Brutschrank und überwachen sie ständig. Mehrmals täglich müssen die Eier gewendet werden, damit der junge Keimling nicht an der Eischale festklebt und stirbt. Das geschieht mit wenigen Hebelbewegungen. In der Nacht zum 21. Bruttag beginnt es sich in den Eiern zu regen. Kleine Löcher in den Schalen deuten auf den bevorstehenden Schlupf hin. Viele Eischalen brechen in der Mitte durch, und innerhalb weniger Stunden schlüpfen Tausende von Kücken.

Die Züchter sortieren die schwächlichen Tiere aus. Sie trennen die übrigen nach Hühnchen und Hähnchen. Viele Küken versenden sie in großen Pappkartons mit Löchern in den Seitenwänden. Andere kommen in die Käfige des Aufzuchtraumes. In jedem Käfig hängen Infrarotlampen, deren Strahlen den Küken Wärme spenden. Alle Gefahren, die ihnen in der freien Natur drohen würden, wendet hier der Mensch von ihnen ab.

Eine Glucke zieht höchstens 15 Küken groß, eine Geflügelzüchterin dagegen kann mehrere tausend betreuen.

Der Imker und seine Bienen

Wenn im Frühling die Sonne die Erde wieder erwärmt, beginnt es sich im Bienenstock zu regen. Die Winterruhe geht zu Ende.



Im gut verpackten Stock verbrachten die Bienenvölker die regnerischen Herbsttage und den kalten Winter. Doch nun soll frische Luft heran. Deshalb entfernt der Imker die für den Winter notwendige wärmende Verpackung.

Noch finden die Bienen außerhalb des Stockes keine Nahrung, um Hunger und Durst zu stillen. Der Imker gibt ihnen deshalb zusätzlich zu dem Vorratsrest vom vergangenen Winter mit Honig und Zucker angereichertes Futter. Diese Nahrung genügt den Bienen für einige Wochen, dann blühen die Kätzchenweiden und spenden ihnen mit ihren Pollen, so nennt der Fachmann den Blütenstaub, die erste Nahrung in der freien Natur.

Wenn sich im April und Mai die Blütenknospen der Obstbäume öffnen, wenn die großen Rapsfelder in goldgelber Farbe leuchten, herrscht Hochbetrieb im Bienenstock. Dann dauert es nur wenige Wochen, bis der Honig alle Waben füllt. Für den Imker beginnt die Erntezeit. Die Mühen des Vorjahres und die Futtergabe Anfang März zahlen sich hundertfach aus.

Mit Hut, Schleier und einer großen Räucherpfeife betritt der Imker das Bienenhaus. Er nimmt die



Waben aus den Kästen und fegt mit einer weichen Bürste die Bienen ab. Dabei will er sie so wenig wie möglich beunruhigen. Danach entfernt er mit einer breiten Gabel oder einem großen Messer die Wachsdeckelchen, mit denen die Bienen die kleinen Honigkammern verschlossen haben. Die Rahmen mit den Waben stellt der Imker in eine sich schnell drehende Zentrifuge und schleudert den Honig aus.

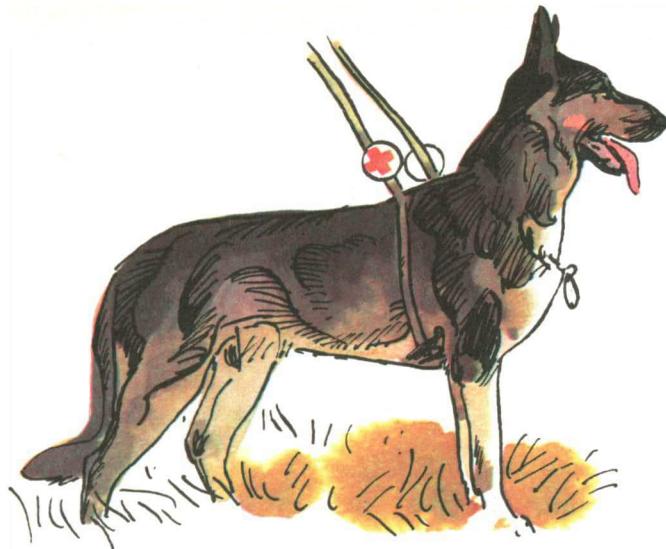
Einige Imker wandern mit ihren Völkern immer dorthin, wo viele Pflanzen blühen. Sie verkürzen ihren Bienen den Weg zur Nahrungsquelle. Schneller füllen sich dafür die Waben, und reichlicher fließt dem Imker der Honig.

Ende Mai oder Anfang Juni beginnt die Schwarmzeit. Die Stammutter der Bienen, im Volksmund Königin genannt, verläßt mit zahlreichen Bienen den Stock. Jetzt muß der Imker versuchen, den Schwarm von mehreren tausend Tieren wieder einzufangen, wenn er wie eine riesige Traube zum Beispiel am Ast eines Baumes hängt. Der Schwarm liefert den Grundstock für ein neues Bienenvolk.

Der Umgang des Imkers mit seinen vielen Tausenden von fleißigen Bienen füllt nicht nur die Honiggläser. Er verdoppelt und verdreifacht den Ertrag der Rapsfelder und vor allem der meisten Obstbäume, denn die Bienen bestäuben die Blüten.

Der Hund, Begleiter des Menschen

Zu den Haustieren, die als erste eng zusammen mit den Menschen lebten, gehört der Haushund, der vom Wolf abstammt.



Kein anderes Tier hat eine so vielseitige Verwendung gefunden wie der Hund. Bei keinem anderen unterscheidet sich der Körperbau der etwa zweihundert verschiedenen Rassen so beachtlich von der Stammform. Vielfältig ist auch der Umgang des Menschen mit dem Hund.

Hunderttausende von Hunden auf der ganzen Welt – vielleicht sind es Millionen – leben in Gemeinschaft mit dem Menschen. Der Hund begleitet ihn als treuer Freund und Gefährte durchs Leben. Pudel, Teckel, Pinscher, Mops, Spitz, Boxer, Terrier sind nur einige Beispiele. Für mehrere Berufe ist der Hund unentbehrlich. Der Förster braucht ihn bei der Jagd, der Schäfer zur Bewachung seiner Herde, der Polizist zum Auffinden einer Diebsspur. Dem Rentierzüchter im Hohen Norden der Sowjetunion und Finnlands ziehen die Hunde den Schlitten. Den Männern vom Bergrettungsdienst helfen sie beim Auffinden und bei der Rettung in Bergnot geratener Menschen. Blinde Menschen führt der Hund sicher über verkehrsreiche Straßen.

Die meisten dieser Hunde sind dressiert. Sie lernten, die von ihnen verlangten Leistungen zu erfüllen. Warum lassen sich nun Hunde viel leichter dressieren – oder sagen wir ruhig erziehen – als beispielsweise Katzen?

Der Wolf lebt in der freien Natur mit vielen anderen Wölfen zusammen, man sagt, er lebt in einem Rudel. Rudeltiere ordnen sich immer dem stärksten des Rudels unter. Diese Eigenschaft vererbte sich beim Haushund, dessen Urahne ja der Wolf ist, über die Jahrtausende. Beim Hund übernimmt der Mensch die Rolle des Leittieres. Ihm ordnet sich der Hund bereitwillig unter, sobald er seine Überlegenheit spürt. Katzen leben dagegen einzeln, sie ordnen sich nicht unter.

Bei der Dressur des Hundes unterscheidet der Fachmann zwischen Erziehung und Abrichtung. Ein erzogener Hund ist stubenrein, er reagiert auf kurze Kommandos wie „Platz“, „Steh“, „Lauf“, „Hopp“. Diese Ergebnisse erzielt selbst ein Laie. Er muß seinem Tier nur Geduld und Liebe entgegenbringen und häufig mit ihm üben.

Die Abrichtung eines Hundes dagegen für bestimmte Aufgaben, zum Beispiel Blindenführung, Wachhund, Polizeihund, erfordert gründliche Kenntnisse, viel Erfahrung und ein gutes Einfühlungsvermögen. Sie erfolgt durch einen Fachmann.

Welches Futter bekommt ein Hund? Luxushunde erhalten fast alle Nahrungsmittel, die auch der Mensch zu sich nimmt. Die Speisen dürfen nur nicht stark gesalzen sein. Dazu gibt man ihnen Hundekuchen und zweimal wöchentlich rohes, blutreiches Fleisch. Von Zeit zu Zeit brauchen sie Fleischknochen,



um Zähne und Kaumuskeln stärker zu betätigen. Täglich reicht man ihnen frisches Wasser und etwas Milch.

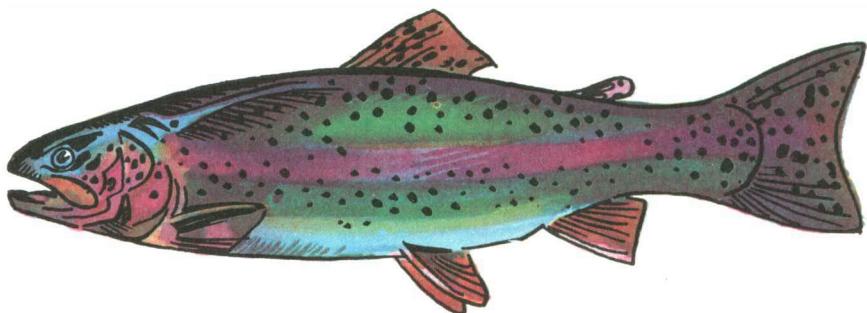
Geflügelknochen oder Markknochen eignen sich nicht zum Füttern, weil sie beim Zerbeißen splittern und den Magen oder den Darm des Hundes verletzen würden.

Gebrauchshunden gibt man mehr tierische Nahrung, also rohes und gekochtes Fleisch.

Fischfütterung in Seen und Teichen

Viele tausend Tonnen Fische fangen die Hochsee- und Küstenfischer Jahr für Jahr aus dem Meer. Beachtliche Mengen erhalten wir auch aus den Seen und Teichen im Binnenland. Hier bestand früher die Hauptarbeit der Fischer ähnlich wie beim Hochseefischer darin, die Fische mit großen Netzen aus den Seen herauszuholen.

Heute wollen die Fischer, daß auch in kleinen Seen und Teichen möglichst viele und schmackhafte Fische schnell heranwachsen. Sie setzen deshalb zahlreiche Jungfische ein, meist Karpfen oder Forellen. Doch für diese reicht die natürliche Nahrungsmenge der Gewässer nicht aus. Deshalb müssen sie zusätzlich gefüttert werden.





Früh am Morgen beladen die Fischer ihren Kahn mit Futter und rudern zu den Stegen im See. Von dort aus werfen sie es schaufelweise in die Netzkäfige, in denen es – in unserem Falle – von Forellen wimmelt. Hunderte von Forellen stürzen sich auf die Futterbrocken. In wenigen Minuten ist das Futter aufgefressen. Dieser Vorgang wiederholt sich noch dreimal am Tag.

Eines Tages rudern die Fischer ohne Futter zu ihren Netzkäfigen. Sie fischen die Forellen heraus, die sie drei oder vier Monate zuvor als Jungfische dort hineingesetzt hatten. Sie gelangen nun zum Verkauf.

Durch die Haltung der Forellen in Netzkäfigen ändert sich auch der Umgang des Fischers mit seinen Tieren.

Woher bekommt der Teichwirt die jungen Forellen, die er mästen will?

Zunächst muß er ausgewachsene Männchen und Weibchen fangen, Milchner und Rogner. Über einer großen Schüssel streicht er den Rognern die Eier ab, einige tausend von jedem Tier, dann von den Milchnern die Samenflüssigkeit. Beides verröhrt er in der Schüssel mit Wasser. Dann schüttet er den Inhalt in große Wannen im Bruthaus.

Nach wenigen Tagen schlüpfen aus den befruchteten Eiern die Fischlarven, jede Larve mit einem Dottersack, aus dem sie sich ernährt. Bald werden aus ihnen winzige Fischlein. Sie müssen noch vier Wochen lang gefüttert werden, täglich zehnmal. Dann sind sie so groß, daß sie in die Netzkäfige gesetzt werden können.

Karpfen setzt der Teichwirt im Frühjahr in flache

Teiche ein und wirft das Futter regelmäßig an bestimmten Stellen ins Wasser. Im Herbst lässt er das Wasser aus dem Teich abfließen und fischt dabei die fetten Karpfen heraus.

Der Förster und die Tiere des Waldes

Verschneit liegen Felder und Fluren. Die Schneelast drückt die Zweige der Kiefern und Fichten tief herab. Große Not leiden viele Tiere in der kalten Jahreszeit.

Schon im Herbst stellt der Förster an geschützten Stellen Futterraufen auf. Er gibt etwas Wiesenheu oder Haferstroh, Kartoffelschalen, Rübenstücke und Eicheln hinein. So gewöhnt er die Wildtiere seines Reviers an die Winterfütterung.

Im Winter fährt der Förster täglich seinen vollbeladenen Schlitten zu den Futterstellen. Er schiebt den Schnee beiseite und füllt die Raufen mit Nahrung, damit die Waldtiere den Winter gut überstehen.

Der Förster überwacht regelmäßig den Wildbestand in seinem Revier. Er weiß, wie stark dieser anwachsen darf, wie viele Tiere sein Wald ernähren kann. Wird der Bestand zu groß, richten die Tiere Schaden im





Walde an. Er sorgt auch dafür, daß sich nur gesunde und kräftige Tiere fortpflanzen.

Das Jagen zählt nicht zu den wichtigsten Arbeiten der Förster. Er ist heute viel mehr ein Heger als ein Jäger. Er schützt die Tiere seines Reviers. Nur selten erlegt er die älteren oder schwachen Hirsche oder Rehe, schießt er einige Wildschweine ab, wenn sie überhandnehmen. Dabei beachtet er sorgfältig die Schonzeiten.

Kranke Tiere brauchen einen Arzt

Im hellen, freundlichen Wartezimmer der Arztpraxis ist jeder Platz besetzt. Nicht den Kindern und Erwachsenen hier fehlt die Gesundheit, ihre Tiere, die vor ihnen oder auf ihrem Schoß sitzen, die aus einer alten Einkaufstasche schauen oder in einem Käfig hocken, bereiten ihnen Kummer. Der Pudel hat ein gebrochenes Bein, die Katze will seit einigen Tagen nicht mehr richtig fressen, der Wellensittich läßt traurig seine Flügel hängen.

„Der nächste bitte“, hören die Besitzer den Tierarzt durch die halb geöffnete Tür zum Behandlungszimmer rufen, und dann legt er das gebrochene Bein in Schienen oder in Gips, verschreibt der Katze ein appetitförderndes Mittel und spritzt dem Sittich Vitamine.

Tierärzte haben aber vor allem die Aufgabe, die großen Rinder- und Schafherden, die Schweine im Stall der Genossenschaft, die Hühner, Enten und Kaninchen zu betreuen. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, die Nutztiere vor Krankheiten zu bewahren,



Seuchen zu verhindern. Ständig kontrollieren sie die Tierzuchtställe, impfen die Tiere oder verordnen die Anwendung von Desinfektionsmitteln, damit niemand Krankheitskeime auf gesunde Tiere überträgt.

Wieder andere Aufgaben hat ein Tierarzt, der in der Großstadt auf einem Schlachthof seinen Dienst leistet. Er sorgt dafür, daß nur gesundes Fleisch in den Geschäften verkauft wird. Jedem geschlachteten Tier, ob Rind, Schwein oder Schaf, entnimmt er Fleischproben, um sie unter einem Mikroskop auf Krankheitserreger untersuchen zu lassen.

Wir lernen das Verhalten der Tiere verstehen

Viele Menschen nennen den Fuchs listig und verschlagen, die Katze falsch, den Wolf böse, den Hund treu und folgsam. Eigenschaften wie mißtrauisch, diebisch, unterwürfig, brutal, blutgierig, unersättlich werden noch heute den Tieren in Märchen und Fabeln angedichtet.

Erst in den letzten Jahrzehnten gelang es den Forschern, die Verhaltensweisen der Tiere richtig zu deuten.

Viele Versuche führten sie durch. Sie hielten Tiere in Käfigen und beobachteten sie über Monate und Jahre. Sie lebten zusammen mit den Tieren in der Natur. Ihr besonderes Interesse galt solchen Tieren, die in einer Gemeinschaft leben, den Ameisen und Honigbienen, Möwen und Bleßhühnern, Delphinen und Menschenaffen.

Die Wissenschaft, die sich mit den Tieren beschäftigt,

ist die Zoologie. Zoologen sind Forscher, die den Bau, die Leistungen, das Verhalten, das Wachstum und die Entwicklung von Tieren erforschen – doch das sind nur wenige Beispiele. Aber nicht jeder Mensch, der sich auf diese Weise mit Tieren beschäftigt, muß ein Zoologe sein. Auch Mediziner, Pharmakologen – sie befassen sich mit Heilmitteln –, Paläontologen – sie erforschen das Tierleben vergangener Zeiten –, haben Umgang mit Tieren.

So vielfältig wie die Tierwelt, so unterschiedlich sind die möglichen Experimente, die die Wissenschaftler anstellen können, ob sie nun mit der Honigbiene, dem Stichling, der Silbermöwe oder dem Schimpanse arbeiten.

Vor einigen Jahrzehnten wurden Verhaltensweisen der Honigbienen erforscht. Wieso finden Hunderte oder Tausende von Bienen den Weg zu einer entfernten Futterquelle, zum Beispiel zu einem blühenden Lindenbaum oder einem Rapsfeld? Und wie kommt es, daß sie in ihren eigenen Bienenstock zurückkehren, selbst wenn zehn gleich aussehende danebenstehen?

Bienen führen Laufbewegungen auf der senkrecht stehenden Wabe aus, Rund- und Schwänzeltänze nennt sie der Imker. Mit der Art der Figuren, mit ihrer Lage und mit der Schnelligkeit der Laufbewegungen unterrichtet eine vom Erkundungsflug heimkehrende Biene die übrigen Sammelbienen ihres Stockes über die Entfernung, die Richtung, die Ergiebigkeit der Futterquelle. Wie auf Kommando treten Hunderte von Bienen nun den Flug an. Mit Nektar oder Pollen beladen kehren sie nach kurzer Zeit in den Bienenstock zurück.

Die Bienen handeln unbewußt. Sie folgen ihrem Instinkt.

Schon vor mehr als fünfzig Jahren wurden zum Beispiel die geistigen Fähigkeiten der Schimpansen untersucht. Wir wollen sehen, was der Forscher dabei tat und was Schimpansen fertigbrachten.

Außerhalb eines Käfigs legte er eine Banane auf den Boden. Im Käfig des Schimpansen befand sich ein Stock. Zuerst versuchte der Schimpanse, die Banane mit der Hand zu erreichen. Als er merkte, daß der Arm zu kurz war, nahm er den Stock und holte sich damit die Banane heran.

Nun vergrößerte der Forscher den Abstand der Banane zum Käfig, so daß auch der Stock nicht ausreichte, sie hereinzuholen. Im Käfig lag jetzt ein zweiter Stock, der sich mit dem ersten zusammenstecken ließ. Der Schimpanse erfaßte auch diese Situation schnell und holte sich die Banane mit den zusammengesteckten Stöcken. Viele weitere ähnliche Versuche führten den Forscher zu der Erkenntnis, daß Schimpansen zu einfachen Denkleistungen fähig sind und über ein gutes Gedächtnis verfügen. Wie sich die Affen in Freiheit, in ihrem natürlichen Lebensraum verhalten, das verrieten diese Versuche nicht.

Wenige Jahre erst ist es her, seitdem Forscher nicht nur Menschenaffen fangen ließen und sie zu sich nahmen, sondern den umgekehrten Weg beschritten: zu ihnen in die Wildnis gingen. Sie folgten den Tieren auf ihren Wanderungen, lebten mit ihnen zusammen und lernten so ihr Verhalten genauer kennen.

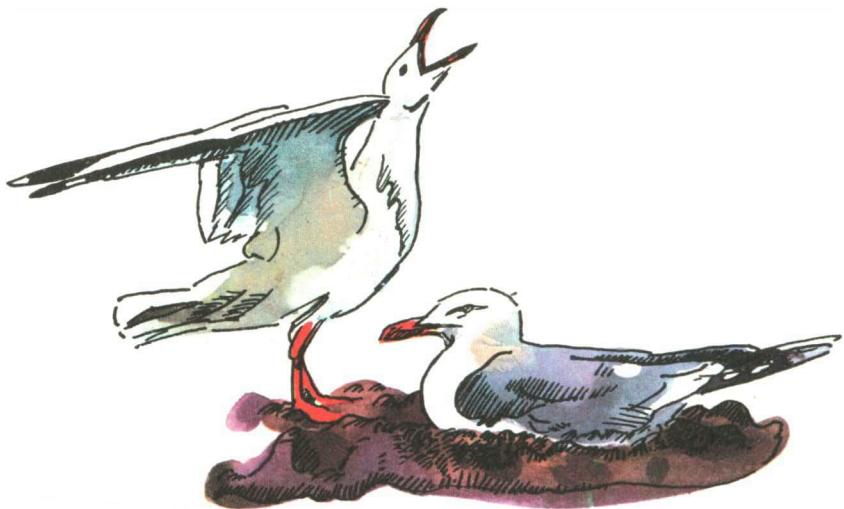
Dazu gehören nicht nur Mut und Klugheit, sondern auch Liebe zum Tier und zur Sache, vor allem aber Energie und unendliche Geduld.

Eine junge englische Forscherin lebte lange Zeit in der Wildnis mit Schimpansen zusammen. Anfangs flohen die Affen vor ihr, kaum daß sie sie entdeckt hatten. Selbst wenn der Abstand einen halben Kilometer betrug, rissen sie aus. So ging es Monat für Monat. Allmählich verloren die Tiere ihre Scheu, der Abstand, den sie zwischen sich und der Forscherin duldeten, schrumpfte. Endlich war der Bann gebrochen: Ein erwachsenes Männchen wagte sich als erstes Tier, angelockt durch Bananen, näher an die Forscherin heran. Bald überwand es seine Scheu gänzlich und nahm die Banane aus der Hand entgegen. Langsam wich auch die Furcht bei den anderen Schimpansen. Sie nahmen die Forscherin in ihre Gruppe auf, ließen sich von ihr streicheln und duldeten es sogar, daß sie mit den kleinen Schimpansen spielte. Dieser Umgang mit Schimpansen erbrachte viele neue Erkenntnisse über das Leben dieser Tiere, über ihre Verständigung untereinander, über die Herstellung und den Gebrauch einfacher Werkzeuge.

Auch Experimente mit anderen Tieren erlaubten die richtige Deutung ihres Verhaltens. Nicht selten entstehen durch Beobachtungen neue Fragen. So erging es einem Forscher, der die Silbermöwen bei der Aufzucht der Jungen beobachtete. Kaum hatte das Küken die Eischale verlassen, pickte es nach dem Schnabel des Elternvogels. Dieser würgte halbverdautes Futter hervor, und das Küken nahm kleine Stücke davon. Der Altvogel reagierte aber nur dann so, wenn das Küken gegen seinen Schnabel pickte.

Woher weiß nun das soeben geschlüpfte Küken, wie





es sich verhalten muß, um zu Futter zu kommen? Und was veranlaßt das Junge überhaupt, ausgerechnet gegen den Schnabel zu picken?

Der Schnabel der Silbermöwe trägt an der Unterseite einen roten Fleck, und genau diesen traf das Jungtier.

Der Forscher führte nun einige Experimente durch. Er ließ die Jungen bei sich zu Hause aus den Eiern schlüpfen. Aus Pappe fertigte er verschiedene Nachbildungen des Kopfes der Silbermöwe an und hielt sie den eben geschlüpften Jungen vor. Am häufigsten pickten diese zu, wenn die Nachbildung des Kopfes einen roten Schnabel hatte. Selbst eine rot gefärbte Bleistiftspitze wurde häufiger bepickt als ein natürlich aussehender Schnabel, dem der rote Fleck fehlte.

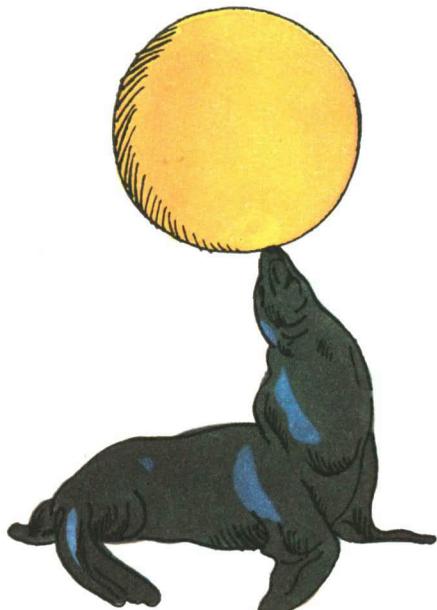
Nun wußte der Forscher, was das Entscheidende für die Bettelhandlung des Kückens war: das Rot am Schnabel der Silbermöwe. Bei anderen Möwenarten ist es eine andere Farbe.

Aus der Arbeit des Dompteurs

Es gibt Menschen, deren Umgang mit Tieren gefährlich ist. Zu ihnen zählt der Dompteur. Mit festen Blicken und einem kleinen Stock beherrscht er seine Löwen, Tiger oder schwarzen Panther. Er schafft es, daß sie stillsitzen oder nach seinem Willen ihre Plätze wechseln, sogar durch brennende oder mit Papier zugeklebte Reifen springen.

Der Dompteur kennt seine Tiere sehr genau. Viele Stunden täglich, Wochen und Monate hindurch, ist er mit ihnen zusammen und unterrichtet, dressiert sie. Aus dem Spiel ihrer Mienen, aus Ohren- und Schweifbewegungen und vielem anderen schließt der Dompteur auf die Absichten seiner Tiere, weiß er, wie er auf sie eingehen muß.

Aber nicht alle Tiere zeigen ein Mienenspiel, die Bären zum Beispiel nicht. Deshalb gilt ihre Dressur für viel schwieriger, der Umgang mit ihnen für gefährlicher als der mit Löwen und Tigern.



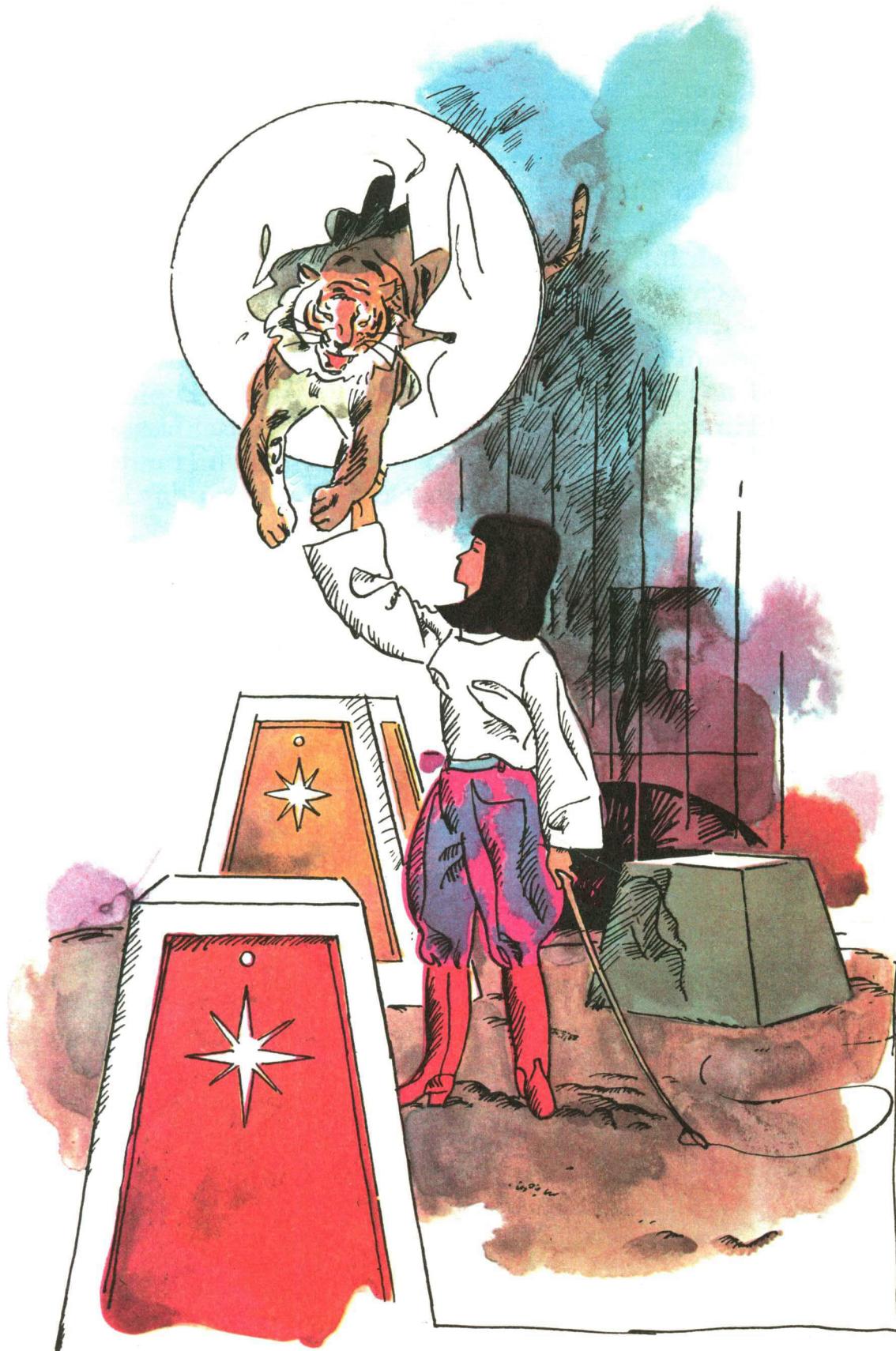
Wie erfolgt die Dressur der Großkatzen?

Die Dompteure erziehen ihre Tiere vor allem mit Liebe, Verständnis und Geduld. Sie belohnen sie mit Leckerbissen und sparen nicht mit Lob für jede neue Leistung des Tieres. Sie wissen, das ungeeignetste Mittel der Dressur sind Schläge mit der Peitsche.

Aber wie erreicht man, daß ein Panther, ein Löwe oder ein Tiger durch einen mit Papier verschlossenen Reifen springt? Die Großkatze sitzt auf ihrem Podest. Auf einem anderen Podest in einem Meter Entfernung liegt ein Stück Fleisch. Ein kleiner Sprung des Tieres, und der begehrte Bissen wird verspeist. Das wird jeden Tag mehrmals wiederholt.

Nach einigen Tagen rückt der Dompteur den Podest mit dem Fleisch ein Stückchen weiter ab, fast unmerklich. Wieder geht es Sprung um Sprung. Nach einigen Wochen oder Monaten steht der Podest mit dem Fleisch etwa vier Meter von der Großkatze entfernt. Was geschähe, wenn der Dompteur nun einen Reifen zwischen Tier und Fleischstück halten würde, der mit Papier zugeklebt ist? Das Tier bliebe sitzen, denn kein Tier würde mit dem Kopf gegen eine Wand springen, selbst dann nicht, wenn es dahinter ein Fleischstück erhoffte.

Deshalb hält der Dompteur anfangs zwischen beiden Podesten einen dünnen Stab, den die Großkatze ohne Zögern überspringt, zehnmal, zwanzigmal. Dann gibt er dem Stab eine leichte Krümmung. Wieder folgen zehn bis zwanzig oder mehr Sprünge über die gebogene Gerte. Nun kann er sie weiter biegen bis zu einem Halbkreis. Wochen vergehen, bis die Gerte schließlich zu einem geschlossenen Kreis geworden ist.



Dann klebt der Dompteur einen schmalen Papierstreifen so an den Ring, daß die Öffnung ein wenig kleiner wird. Wieder vergeht Woche um Woche, erfolgt Sprung um Sprung. Der Dompteur vergrößert den Papierstreifen und verkleinert damit das Loch im Ring. Nach Monaten hat die Öffnung nur noch zwanzig oder gar zehn Zentimeter Durchmesser. Bei jedem Sprung reißt der Papierring ein. Nach jedem Sprung wird er neu festgeklebt.

Das Tier hat längst gelernt, daß das dünne Papier kein Hindernis auf dem Weg zu seinem Fleischbissen ist. Endlich, nach vielen Monaten und nach Hunderten von Sprüngen, klebt der Dompteur auch das kleine Loch zu. Die Großkatze springt durch den voll verklebten Ring. Der Dompteur hat sein Ziel erreicht.



Der Fakir und andere, die mit Schlangen umgehen

Mitunter sind kleine Tiere gefährlicher als große. Jährlich fallen den Giftschlangen mehr Menschen zum Opfer als den Löwen und Tigern. Trotzdem haben einige Menschen auch gelernt, mit diesen Tieren umzugehen. Wir bewundern auf Bildern oder in Filmen den Schlangenbeschwörer, den Fakir, dessen



Kobra oder Naja scheinbar nach seiner Flöte tanzt. Hat er keine Angst vor ihrem todbringenden Biß? So gefährlich, wie es scheint, ist sein Spiel gar nicht, denn er hat der Schlange die Giftzähne herausgebrochen, sie außerdem gut gefüttert und für seine Schau meist eine Tageszeit gewählt, in der die Giftschlangen beißunlustig sind. Die Schlange macht Abwehrbewegungen, die wir für ein „Tanzen“ nach den Flötentönen halten. Die Töne jedoch hört sie gar nicht, denn Schlangen sind so gut wie taub.

Im Terrarium des Tierparks Berlin-Friedrichsfelde haben einige Männer in weißen Kitteln ebenfalls Umgang mit Giftschlangen. Nicht nur, daß sie die Tiere füttern und von Zeit zu Zeit deren Käfige reinigen. Monatlich einmal holen sie die Schlangen mit einem Haken heraus, greifen sie dicht hinter dem Kopf, schieben ihnen ein Glasschälchen ins Maul und drücken vorsichtig dort, wo die Giftdrüsen sitzen. Ein winziger Tropfen Gift läuft in die Schale. Stark verdünnt benutzt man es als Heilmittel.

Hinter den Kulissen naturkundlicher Museen

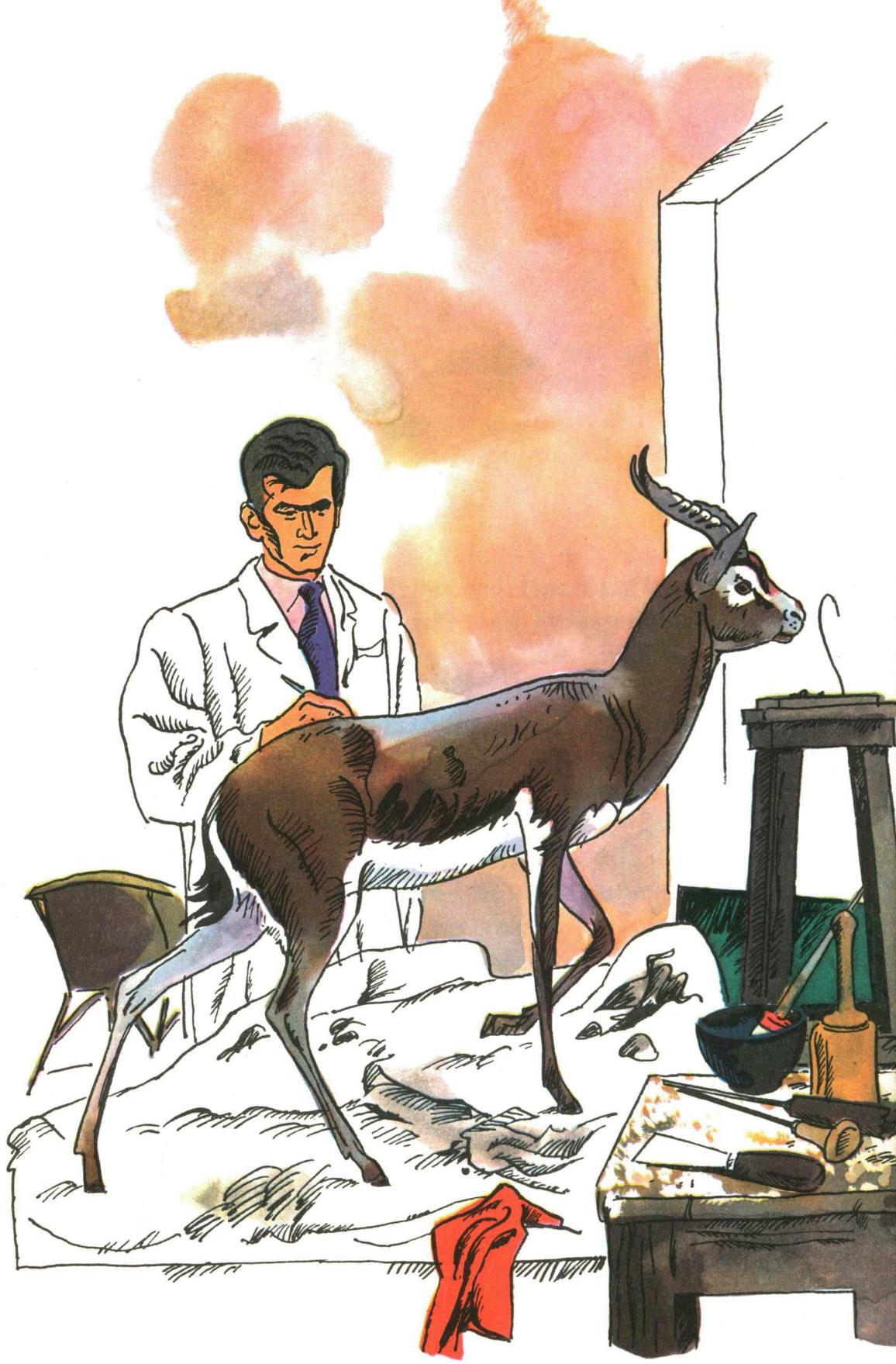
Erlebnisreiche und interessante Stunden verbringen jährlich Tausende Besucher im Berliner Naturkundemuseum. Ganz dicht können sie hier an Berberlöwen und Sibirische Tiger, an Orang-Utans, an den Gorilla „Bobby“ und an viele andere Tiere herantreten und sie genau betrachten.

Abseits der Ausstellungsräume liegen die Ateliers der Tierpräparatoren, der Männer und Frauen, die die Tiere für die Ausstellung zurechtmachen.



Kostbare und seltene Tiere werden heute nicht mehr für die Museen gejagt. Doch wenn eingeführte Wildtiere in Tiergärten sterben, nehmen die Museen sich ihrer an.

Viele Museumsbesucher glauben, die Tiere vor ihnen seien ausgestopft. Sie ahnen nicht, wieviel Mühe, wie viele Kenntnisse und wieviel künstlerische Begabung die Präparation vieler Tiere erfordert. Der Präparator beobachtet die Tiere noch zu ihren Lebzeiten sehr genau. Viele ihrer Körperstellungen und Bewegungen hält er in Skizzen, Fotos und Filmen fest. Vom toten Tier nimmt er die genauen Maße ab und fertigt Gipsabgüsse von allen Körperteilen an. Nach vielen einzelnen Arbeitsschritten stellt er ein Modell des Tieres in der gewünschten Bewegungsphase aus Gips her. Wie sorgfältig und exakt diese Arbeit gemeistert wird, lehrt uns die Betrachtung vieler Huftiere. Wir erkennen selbst die Hautfalten, die für die



gezeigte Bewegungsphase typisch sind. Größere Blutgefäße unter der Haut treten deutlich hervor.

Über diesen Gipskörper, in den der Präparator den natürlichen Schädel des Tieres eingearbeitet hat, kann er nun erst die gegerbte Tierhaut ziehen. Er muß sie so zusammennähen, daß der Besucher keinen Nadelstich und keine Naht entdeckt. Betrachten wir nun sein Werk aus einiger Entfernung, könnten wir es für ein lebendiges Tier halten. Der Fachmann nennt ein so aufgestelltes Tier eine Dermoplastik. Sie gleicht dem Kunstwerk eines Bildhauers.

Einige präparierte Tiere, aber auch verkleinerte Modelle von Tieren, sind in ihrer natürlichen Umwelt hinter großen Glasscheiben dargestellt. Eine solche Art der Ausstellung bezeichnet man als Diorama. Dioramen vermitteln uns Wissen über die Lebensräume der Tiere.

Viele Museen beherbergen auch Überreste von Tieren, die vor vielen Jahrmillionen auf unserer Erde lebten. Versteinerte Knochen, Abdrücke von Tieren im Gestein, die Zeugnis davon geben, wie einst die Tierwelt auf der Erde ausgesehen hat, erwecken immer wieder unser Interesse.

Wissenschaftler und Präparatoren holten die Teile dieser Tiere nach ihrer Jahrmillionen langen Ruhe aus der Erde ans Tageslicht. Auch sie haben Umgang mit Tieren, wenn sie die versteinerten Knochen bearbeiten, fehlende Teile ergänzen und die Skelette in möglichst natürlicher Haltung aufstellen. So vergehen oft viele Jahre mühevoller Arbeit, bis zum Beispiel ein Skelett wie das des riesigen Brachiosaurus von zwölf Metern Höhe und dreiundzwanzig Metern Länge aufgestellt ist.

Auch die Medizin braucht viele Tiere

Wenn Forscher nach mühevoller Arbeit eine neue Medizin entwickeln, müssen sie deren Wirkung zuerst an Tieren erproben. Sie erkunden dabei nicht allein, ob das neue Heilmittel eine Ansteckung verhindert oder die Krankheit bekämpft, es darf selbst auch keinen Schaden anrichten.

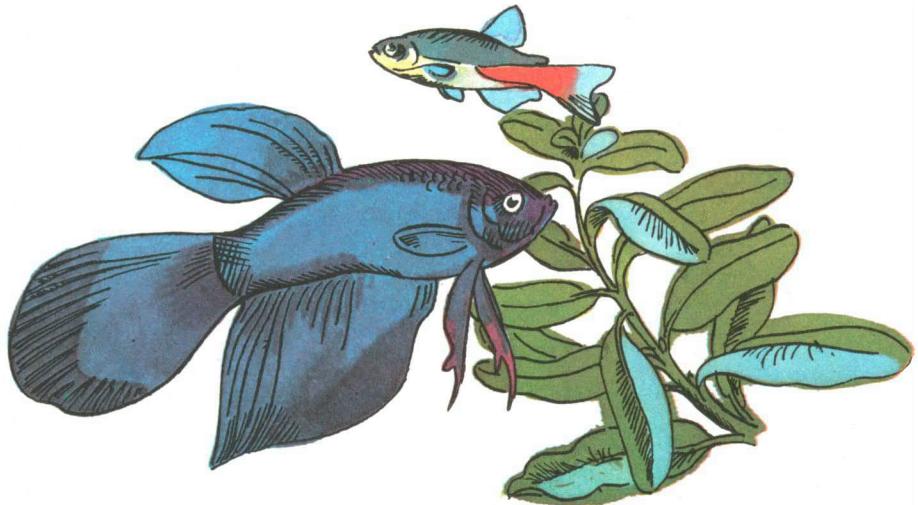
Deshalb arbeiten die Wissenschaftler mit den Versuchstieren, betreuen und beobachten sie sehr sorgfältig und schreiben gewissenhaft alle Veränderungen im Aussehen und im Verhalten, die an diesen Tieren sichtbar werden, auf. Nach Monaten oder Jahren wissen sie dann genau, daß ihr Medikament wirklich hilft und nicht schadet.

Andere Versuchstiere dienen den Forschern für die Gewinnung von Serum, einer Flüssigkeit, die zu Heilmitteln verarbeitet wird, zum Beispiel zu Impfstoffen.

Die vier wichtigsten Versuchstiere kennt sicher jeder:



weiße Mäuse, weiße Ratten, Meerschweinchen und Kaninchen. Doch mehr als fünfzig verschiedene Tierarten verwenden die Wissenschaftler heute für ihre Versuche.



Wenn man Fische halten möchte

Viele Bücher berichten über die Haltung von Tieren. Sie geben Auskunft, wie Fische, Vögel oder Säugetiere zu füttern, zu säubern oder zu vermehren sind. Wir wollen deshalb nur wenige Ratschläge geben und dabei die drei genannten Gruppen von Tieren in diesem Kapitel und in den beiden folgenden berücksichtigen.

Immer wieder ist es interessant, dem unteren Treiben der Fische im Aquarium zuzuschauen. Zwischen Wasserpflanzen huschen die schillernden Neonfische und die gestreiften Sumatrabarben vorbei, ziehen geruhsam die hübschen Skalare, die Segelflosser, ihre Bahn.

Für den Anfänger eignen sich diese Fische nicht. Sie stellen zu hohe Ansprüche an Zusammensetzung und Temperatur des Wassers und an das Futter.

Wer zum erstenmal ein Aquarium einrichtet, muß einige wichtige Regeln unbedingt beachten und einige Ratschläge von Freunden einholen. Viele Fische brauchen zum Leben eine bestimmte Wassertemperatur, andere vertragen größere Schwankungen. Einige wollen nur lebendes Futter, andere kommen mit Trockenfutter aus. Es gibt viele weitere Unterschiede. Für den Anfang eignet sich kaum ein anderer Fisch besser als der Guppy. Für Guppys genügt ein kleines Becken, Wasser von Zimmertemperatur und Trockenfutter. Doch bevor sie beschafft werden, muß das Aquarium eingerichtet sein.

Die Zoohändler bieten oft eine große Auswahl an Becken zu unterschiedlichen Preisen an. Nicht die Größe allein spielt dabei eine Rolle, sondern die Qualität. Ein Rahmenaquarium ist verhältnismäßig teuer. Für den Anfang genügt ein Vollglasaquarium, das nicht mehr als 20 Liter faßt. Beim Einrichten wird gut gewaschener Kies so eingefüllt, daß die Oberfläche nach einer Ecke hin abfällt. Dort sammeln sich später Schmutzteilchen und Futterreste und lassen sich leicht absaugen.

In die entgegengesetzte Ecke, wo die Kiesschicht am höchsten ist, setzt man einige Wasserpflanzen ein: Sumpfschraube, Tausendblatt oder Wasserpest. Dann wird das Becken mit Leitungswasser bis zwei Zentimeter vom oberen Rand gefüllt und mit einer Glasscheibe abgedeckt, deren Kanten wir mit Lenkerband oder ähnlichem umkleben, damit wir uns nicht daran schneiden. Das Becken bleibt noch



einige Tage unbesetzt stehen. Frisches Leitungswasser vertragen die meisten Fische schlecht. Deshalb eignet sich zum Ergänzen nur abgestandenes Leitungswasser von Zimmerwärme.

Beim Kauf der Fische sollte man sich die Wassertemperatur merken, bei der sie gehalten wurden, und sie nur in gleichwarmes Wasser setzen. Wir brauchen folglich außer dem Glasbecken mit Kies und Wasserpflanzen einige Geräte. Eine Aquarienheizung sorgt für die richtige Wassertemperatur, eine Leuchte für genügende Helligkeit, eine Membranpumpe für die Durchlüftung des Wassers. Ein Aquarienthermometer, ein Saugrohr und ein Fangnetz vervollständigen die Ausrüstung für den Anfänger. Wer empfindliche Warmwasserfische halten will, soll auf eine regelbare Heizquelle nicht verzichten.

Anfangs macht man häufig den Fehler, zu viele Fische und verschiedene Arten in ein Becken zu setzen. Für ein Zwanziglitergefäß genügen zunächst drei bis fünf Guppy-Männchen und Guppy-Weibchen. Bei richtiger Temperatur und einer Messerspitze Trockenfutter täglich brauchen wir nicht lange auf Nachwuchs zu warten.

Gefiederte Sänger im Zimmer und in freier Natur

Viel Spaß können Vögel bereiten, wenn sie mit uns das Zimmer teilen. Wir erfreuen uns an ihrem Gesang und ihrem bunten Gefieder, an ihrem munteren Wesen und ihrer Zutraulichkeit.

Doch bevor man sich entschließt, einen Vogel oder ein Vogelpärchen zu halten, sollte man ihre Lebensge-

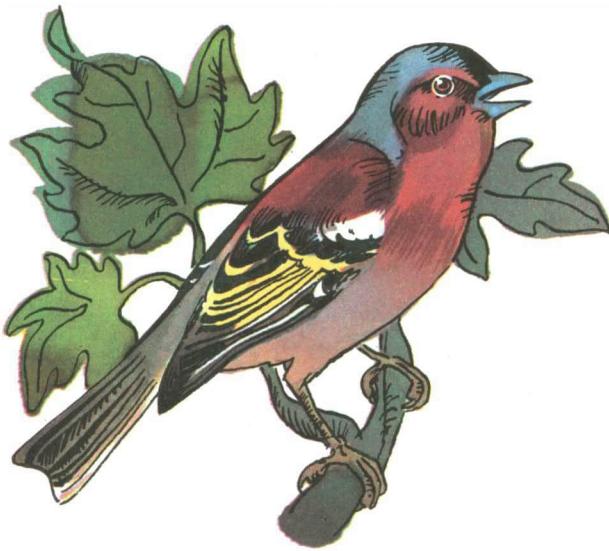
wohnheiten kennen. Wir erfahren sie mitunter von Freunden oder Verwandten, bestimmt aber vom Zoohändler oder aus Büchern.

Verboten ist es, Vögel in der freien Natur zu fangen und sie dann in einen Käfig zu sperren. Solche Vögel gewöhnen sich nämlich nur schwer an den Menschen. Außerdem können sie gefährliche Krankheiten übertragen.

Früher brachten Seeleute aus den warmen Ländern ferner Erdteile die verschiedensten Arten bunter Papageien, Kanarienvögel oder Wellensittiche mit in ihre Heimat. Zum Ergötzen oder zum Entsetzen ihrer Freunde lehrten sie die Papageien lustige oder häßliche Schimpfworte. Mitunter geschah es, daß die Vogelfreunde nach einiger Zeit erkrankten; Ursache waren die Erreger der sogenannten Papageienkrankheit.

Wer heute in einer Zoohandlung einen Wellensittich kauft, braucht diese Krankheit nicht mehr zu fürchten. Alle Vögel, die von Händlern angeboten werden, stammen aus einheimischen Zuchten, in denen es keine solchen übertragbaren Krankheitskeime gibt.

Was sollten wir nun bei der Haltung eines Vogels beachten? Zunächst brauchen wir einen nicht zu engen Gitterkäfig oder ein Vogelbauer. Auf den herausnehmbaren Boden geben wir feinen Sand und ersetzen ihn wenigstens einmal in der Woche durch neuen. Täglich reichen wir frisches Wasser und genügend Futter: Hirse, Hanf und Sonnenblumenkerne, dazu ein Stückchen Apfel oder Kartoffel. Als Leckerbissen gelten Mehlkäferlarven, sogenannte Mehlwürmer, oder Enchyträen, kleine weiße Ringelwürmer, die sich leicht halten und vermehren lassen.



Nur dürfen Zimmervögel nicht zuviel davon erhalten, weil sie sonst schnell Fett ansetzen. Wenige Salatblätter wöchentlich oder anderes Grünfutter genügen, ihren Bedarf an Vitamin C zu decken. Es sollte zuvor gründlich gewaschen werden, um anhaftende Schadstoffe abzuspülen.

Jeder Vogel soll möglichst einmal täglich wenigstens für einige Minuten im Zimmer umherfliegen dürfen. Fenster und Türen der Wohnung müssen verschlossen sein, denn selbst zahme Vögel nutzen mitunter die Gelegenheit, ins Freie zu fliegen. Sie finden kaum wieder den Weg durch das Fenster zurück. In der freien Natur aber sind sie, die wohlbehütet vom Menschen aufgezogen wurden, schutzlos vielen Gefahren ausgesetzt und werden bald einem Raubtier oder Greifvogel zum Opfer fallen.

Der Käfig darf nicht zu dicht am Fernsehgerät oder gar darauf stehen. Die Schallschwingungen und besonders die trockene Wärme, die von ihm ausgehen, schädigen das Tier und wirken mitunter sogar töd-

lich. Bei einem Abstand von drei Metern und mehr besteht dagegen keine Gefahr.

Es gibt viele weitere Möglichkeiten, sich an dem Umgang mit Vögeln zu erfreuen. Dazu gehört es, ihnen Nistgelegenheiten in Gärten oder Parkanlagen zu schaffen und zu beobachten, wie sie ihr Nest bauen, wie sie brüten und ihre Jungen aufziehen. Dabei stellen wir fest, in welchen Abständen die Elterntiere mit Futter im Schnabel zurückkehren, ob sich beide an der Fütterung beteiligen und welches Futter sie ihren Jungen bringen. Viele heimische Vögel versorgen ihre Jungen mit Raupen, die sie von Obstbäumen und Gemüsepflanzen absammeln. Sie sind also sehr nützliche Tiere. Im Herbst fliegen viele in wärmere Länder, weil sie bei uns nicht genügend Nahrung finden. Andere nützliche Singvögel bleiben den Winter über bei uns. Das sind solche, die auch Samen und Körner fressen. Wenn dann der tiefgefrorene Boden unter einer dicken Schneedecke ruht, leiden sie oft große Not. Wie können wir ihnen helfen?

Schon im Herbst stellen wir ein Futterhäuschen in unserem Garten oder vor unserem Fenster auf und streuen regelmäßig ein wenig Vogelfutter hinein. So gewöhnen wir die Vögel beizeiten daran, zu uns zu kommen. Je höher der Schnee die Erde bedeckt, desto mehr Vogelarten stellen sich ein und desto zutraulicher werden sie. Auch dann lässt sich viel Interessantes beobachten. Das gilt auch, wenn wir Meisenringe oder Futterglocken vor das Fenster hängen.

Große Not leiden die Singvögel besonders dann, wenn Rauhreif die Bäume, Sträucher und trockenen



Kräuter überzieht. An solchen Tagen gelingt es ihnen nicht, die unter der Rinde verborgenen Insektenlarven hervorzuholen oder Samen aus trockenen Fruchtständen zu picken. Zu dieser Zeit ist daher unsere Hilfe für sie am dringendsten.

Wir sollten noch wissen, welche Fehler wir dabei unbedingt vermeiden müssen. Keinesfalls darf man den Vögeln Wasser zum Trinken hinstellen. Sie würden sich auch bei Frostwetter darin baden, und wenig später wäre ihr Gefieder gefroren. Sie könnten nicht mehr fliegen und müßten bald sterben. Gesalzenes Fleisch und Speck oder Salzkartoffeln dürfen nicht verfüttert werden.

Wenn man Säugetiere interessanter findet

Wer seine Schützlinge gern einmal auf den Schoß nehmen und sie streicheln oder mit ihnen spielen möchte, muß eine andere Wahl treffen. Mit Aquarienfischen geht das natürlich nicht, und Vögel eignen sich meist auch nicht dafür. Aber mit einer Katze, einem Kaninchen, einem Meerschweinchen und einem Goldhamster kann man das tun.

In der Wohnung eine Katze zu halten, stößt oft auf Schwierigkeiten. Ist sie tagsüber sich selbst überlassen, kann man abends oft unerfreuliche Überraschungen erleben.

Für Kaninchen braucht man Platz auf dem Hof oder im Garten. Aus einer Holzkiste läßt sich ohne großen Aufwand ein Käfig anfertigen. Doch außer Küchenabfällen braucht man Heu als Futter und Stroh als Einstreu.

Für ein Meerschweinchen oder einen Goldhamster genügt ein kleiner Käfig, der sicher in der Wohnung noch unterzubringen ist. Für die Haltung dieser Tiere – und wir wollen uns dabei auf den Goldhamster beschränken – genügen sicher wenige Ratschläge.

Vorweg sei mit Nachdruck betont, Goldhamster können unvorstellbar teuer werden, wenn es ihnen gelingt, den Käfig zu verlassen, und wenn sie in der Wohnung selbst ein neues Versteck finden. Dazu sollte man wissen: Goldhamster haben scharfe Nagezähne, und sie sind Nachttiere. Aus einem Schuhkarton befreien sie sich in wenigen Minuten. Und dann kann es geschehen, daß sie in den neuen Teppich ein großes Loch nagen und mit der Wolle das selbstgewählte Versteck auspolstern, für das sie mitunter das Innere der Couch auswählen. Oder sie nagen ein elektrisches Kabel durch, verursachen einen Kurzschluß, vielleicht sogar einen Zimmerbrand. Die Sympathie für Goldhamster ist dann sicher für immer dahin.





Bei richtigem Umgang mit Goldhamstern – und dazu gehört auch die richtige Haltung – kann das alles natürlich nicht passieren. Die Gitterstäbe eines Drahtkäfigs widerstehen ihren scharfen Nagezähnen. An den glatten Wänden eines Glasbeckens finden ihre Krallen keinen Halt. Sie zu überspringen gelingt ihnen nur dann, wenn die Höhe der Wände niedriger als 25 cm ist.

Eine andere Gefahr darf auch nicht unerwähnt bleiben. Viele Säugetiere können – ähnlich wie Vögel – Träger von Krankheitskeimen sein und sie auf den Menschen übertragen. Leider gilt das auch für Goldhamster. Wenn junge Hamster mit erkrankten Hausmäusen zusammenkommen, können Krankheitskeime auf sie übertragen werden. Mag diese Gefahr gering sein, so sollte man die Tiere doch in den ersten drei Wochen nach dem Kauf nicht anfassen. Sie gewöhnen sich trotzdem an den Menschen. Nach dieser Zeit besteht nur noch selten Gefahr.

Zu den hygienischen Grundregeln gehört es, sich nach dem Anfassen oder Streicheln der Tiere gründlich die Hände zu waschen. Niemals aber sollte man sie an die Wange halten oder gar ihr Fell mit den Lippen berühren.

Goldhamster ruhen gern in einem selbstgebauten Nest in einer Ecke ihres Käfigs. Sie brauchen folglich Baumaterial. Eine Handvoll Heu eignet sich gut dafür. Notfalls tun es auch Holzwolle oder Papierschnitzel. Watte sollten sie dagegen nicht erhalten, da sie das Baumaterial für ihre Nester zuerst in die Backentaschen stopfen. Von der Watte bleiben mitunter kleine Reste zurück und rufen Entzündungen hervor.

Welches Futter eignet sich nun am besten? Goldhamster fressen beinahe alles Genießbare. Deshalb bereitet die Futterbeschaffung zu keiner Jahreszeit Schwierigkeiten. Von der Vielzahl möglicher Futtermittel seien wenige genannt:

Kartoffelstückchen, roh oder gekocht, Haferflocken, Sonnenblumenkerne, Körner von Weizen, Hafer, Gerste und Mais, Möhren, Salat, Äpfel und Kohlblätter. Leckerbissen für sie sind nicht etwa Schokolade oder Bonbon, sondern kleine Stücke Käse, Eigelb oder Fleisch. Bei wasserreichem Futter brauchen Hamster nicht zusätzlich getränkt zu werden.

Junge Goldhamster fressen nicht selten Kotballen ihrer Mutter. Im Kot befinden sich Vitamine, die das Muttertier in seinem Blinddarm erzeugt und die für junge Hamster lebenswichtig sind. Übrigens geschieht das Kotfressen hin und wieder auch bei erwachsenen Hamstern.

Bevor wir Tiere zu uns nehmen, sollten wir uns fragen, wieviel Zeit wir täglich für den Umgang mit ihnen haben. Tiere brauchen nämlich nicht nur unsere Liebe, sondern auch die richtige Betreuung. Das müssen wir immer bedenken, denn mit den Tieren übernehmen wir gleichzeitig eine große Verantwortung.

Inhaltsverzeichnis

- 5 Wo die Tiere leben
- 7 Wie die Menschen früher mit Tieren umgingen
- 11 Tierhaltung im Zoo
- 16 Rinder – unsere wichtigsten Haustiere
- 19 Hühnerzucht gestern und heute
- 21 Der Imker und seine Bienen
- 24 Der Hund, Begleiter des Menschen
- 28 Fischfütterung in Seen und Teichen
- 31 Der Förster und die Tiere des Waldes
- 33 Kranke Tiere brauchen einen Arzt
- 35 Wir lernen das Verhalten der Tiere verstehen
- 41 Aus der Arbeit des Dompteurs
- 44 Der Fakir und andere, die mit Schlangen umgehen
- 46 Hinter den Kulissen naturkundlicher Museen
- 50 Auch die Medizin braucht viele Tiere
- 51 Wenn man Fische halten möchte
- 54 Gefiederte Sänger im Zimmer und in freier Natur
- 59 Wenn man Säugetiere interessanter findet

- a** Krähe
 - b** Feldhase, flüchtend
 - c** Hauskatze, schleichend
 - d** Rothirsch, flüchtig
 - e** Rothirsch, vertraut ziehend
 - f** Wildschwein





